

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Was ist's mit dem Mädchen?“

Er deutete auf Anne-Marie, die jetzt ohnmächtig zusammenstank, von zwei Samaritern aufgefassen.

„Die Unglückliche! Ihr Bräutigam liegt mit da vorn.“

„Ja, freilich dann —“

Und der Arzt blickte mitteilend auf die Ärmste nieder, die jetzt von den Sanitätsmännern beiseite getragen wurde. Auch Etes Augen folgten ihr, aber plötzlich fragte sie:

„Wo befindet sich Herr Bertsch?“

„Wir haben ihn in seine Wohnung geschafft.“

„Hat er denn dort die nötige Pflege?“

„Eine Schwester ist telephonisch aus Siegen berufen worden und vermutlich schon bei ihm.“

Wieder wich eine Last von Etes Seele, und nun fanden ihre Gedanken Ruhe, sich dem furchtbaren Geschehen selbst zuzuwenden. Mit g heimem Erschauern streifte ihr Blick die scharf abgebrochene Felswand da vorn.

„Wie ist denn eigentlich nur das alles gekommen?“

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Vermutlich ist das ansiehende Gestein durch die Sprengschüsse am Morgen abgestolzen worden und hing nur noch lose am Berg. Durch die Erschütterung bei der Bohrarbeit ist es dann zum Absturz gekommen.“

„Entsetzlich!“

Etes Augen flogen noch einmal mit einem Erzittern hinüber zu dem Trümmergrab der Unglücklichen dort. Doch dann entriß sie sich dem Bann des Grauens. Dachte der Doktor vorhin nicht auch von zahlreichen leichter Verletzten gesprochen? — Ihre freiwillig übernommenen Pflichten mahnten sie, und sie fragte Herling nach denen, die ihrer Hilfe bedürften. Der Arzt nannte die Namen und schloß:

„Sie werden viel Arbeit finden.“

„Um so besser. Arbeit ist ja das Beste vom Leben.“

Sehr ernst sagte sie es und ging bereits zu ihrem Wagen. Sie gab die nötigen Anordnungen wegen Anne-Marie, die noch immer unter den Händen der Samariter war, dann stieg sie auf und fuhr davon, zu ihrem Werk der Barmherzigkeit.

Verwundert blickte ihr Doktor Herling nach. Arbeit das Beste am Leben — wenn das eine Jungverheiratete sagte, das gab zu denken! —

Eberhard Selbach saß einsam in dem Wohnzimmer, das ihm und Ete zum besonderen Gebrauch diente. Es war schon dunkler Abend, fast Nacht, und Ete noch immer nicht zurück. Nur durch den Knirsch hatte sie sagen lassen, sie würde erst spät heimkommen. Die Sorge um die Verwundeten würde sie sehr in Ausdruck nehmen.

Als es neun schlug und sie noch immer nicht zurück war, hatte sich Henner von Grund mit einem heisenden Hohnwort gegen den jungen Mann zurückgezogen. Seitdem saß Selbach hier allein und wartete. Nur seine Gedanken waren bei ihm. Aber die waren keine frohe Gesellschaft.

Endlich schlug draußen der Klopfer gegen das Tor. Eberhard von Selbach erhob sich. Doch er wartete. Er mochte sie nicht draußen vor den Tanten begrüßen. Jubel stand wohl in seinen Zügen. So harrierte er, bis sie hier herein-kommen würde. Es dauerte indessen noch eine geraume Weile. Ete war erst noch einmal hinaufgegangen in Anne-Maries Kammer. Jetzt nahen ihre Schritte, und sie trat ein.

„Guten Abend, es ist spät geworden. Aber ich ließ es dir ja melden. Es ist dir doch bestellt worden?“

Mit flüchtigem Gruß reichte sie ihm die Hand hin. Aber er hielt sie fest.

„Ja, es ist mir bestellt worden. Auch das andere —“ und seine Augen suchten ernst die ihren — „daß Bertsch nicht unter den Toten ist. Damit ist dir ja Schweres von der Seele genommen.“

Ein nervöses Aufzucken in ihrer Rechte. Aber er ließ sie nicht. Bewegt klang es aus seiner Stimme:

„Ich bin froh, daß du wieder da bist, Ete. Ich hatte Sorge um dich und — Sehnsucht.“

Näher wollte er sie an sich ziehen. Doch mit einem Ruck machte sie sich frei.

„Ete!“

„Berzeih — aber ich bin sehr abgesspannt.“

Schweigend wandte er sich ab und trat ans Fenster. So sah er in das Dunkel hinaus, aber an sein Ohr drangen die leisen Geräusche ihrer Anwesenheit. Sie ging hin und her. Sie legte wohl noch ihre Verbandsmittel an ihren Platz. Deutlich kam der süßliche Karbolgeruch zu ihm hin, der auch ihren Gewändern anhaftete. Ein fremder Hauch, der alles Persönliche an ihr übertönte. Wie eine Krankenschwester erschien sie ihm, die auch in diesem Hause nur ihres Amtes waltete, ihre Obliegenheiten erfüllte, gewissenhaft, aber kühl. Eben nur Pflicht, nicht Herzenssache. Da lehrte sich Eberhard von Selbach langsam seiner jungen Frau zu, und in seinen traurigen Augen stand ein bitteres Erkennen. Nein — er durfte sich nicht länger selbst betrügen. So sagte er schwer:

„Ete — mich friert neben dir.“

Ete von Selbach hielt inne in ihrer Beschäftigung. Mit beschatteter Stirn blickte sie vor sich hin. Dann erwiderte sie, doch ohne zu ihm hinzusehen:

„Was wirst du mir vor? Sagte ich es dir nicht damals offen und ehrlich, du dürftest nicht Härlichkeiten von mir verlangen?“

„Gewiß, das tatest du. Aber, Ete — ich habe mich getäuscht. Ich — ich kann nicht so hinleben neben dir. Ich leide!“

Der leis zitternde Ton hallte noch in der Stille des Gemachs.

Ein Schweigen auf ihrer Seite, ein hörbares, tiefes Atmen, und nun die Antwort, immer mit der gleichen, erstorbenen Ruhe:

„Du tust mir leid, Eberhard — aber ich kann es nicht ändern.“

Ein bitteres, kurzes Aufschauen, dann verließ Eberhard von Selbach das Zimmer. Sie aber verblieb an ihrem Platz. Den Kopf weit zurückgebogen, beide Hände über die Augen gelegt. So stand sie starr, lange, lange, als wollte sie sich mit Gewalt den Blick verschließen gegen ein Sehen, das doch heute über sie gekommen war mit einer grausamen Klarheit.

Marga Steinsiefen war wieder im Ort, aber nur zu einem flüchtigen Besuch im Auto mit ihrem Mann aus Köln herübergekommen, wo sie seit ihrer Verheiratung wohnte. Steinsiefen selber war freilich seit der Rückkehr von der lang ausgebeuteten Hochzeitsreise alle paar Tage einmal hier. Es galt nach fast halbjähriger Abwesenheit geschäftlich manches nachzuholen. Marga aber begleitete ihn heute zum ersten Male. Und auch nur aus besonderem Anlaß, ihrem Bruder zu Gefallen. Die neue Ansiedlung drunten bei der Sperrmauer, wo jetzt die Hauptgebäude unter Dach und Fach gekommen, war heute feierlich mit einem Namen belegt worden. Reuschfelde sollte der Ort fortan heißen, dem Gründer zu Ehren.

Ein glänzendes Fest hatte Hermann Reusch aus der Sache gemacht, eine tolle Kasse für ihn und die Baugenossenschaft. Alle, die ihr Geld hergegeben hatten, waren geladen und als seine Gäste prunkvoll bewirtet worden im Saal des neuen großen Hotels, das dort unten auch mitbegründet war. Beim Sekt waren Reden über Reden gehalten worden, und Hermann Reusch war der Held des Tages. Sein Ruhm stand im Zenit. Wie die Tafelredner, alle mehr oder minder selber an der Gründung geschäftlich interessiert, mit lauttönenden Worten beteuerten, war er der weit vorausschauende, geniale Kopf, der große Wohltäter seiner Heimat. Einen Goldstrom würde er nun ins Land rinne lassen, aus dem sie alle schöpfen, überreich. So hatten sie's ihm in den schwungvollen Ansprachen versichert, einmal über das andere, und er hatte es hingenommen als den ihm gebührenden Tribut. Aber unter seinem selbstgefälligen, breiten Lachen barg sich eine geheime Unruhe: Würde dieser letzte Trumpf wohl genügend einschlagen? Ihm auch von jenen, die sich bisher noch zurückgehalten hatten mit ihrem Kapital, nunmehr die Gelder herbeilocken? Denn er brauchte sie bitter notwendig. Die Mittel der Baugenossenschaft waren erschöpft, der Kredit überspannt, und es galt doch, noch über eine ganze Weile hinwegzukommen, bis mit der Eröffnung der Talsperre das hier festgelegte große Kapital endlich einmal anfangen würde, auch zu arbeiten.

Nach dem Festmahl waren Steinsiefens von Reuschfelde aus mit ihrem Auto herübergekommen nach Rüdiger. Um die Großmutter zu besuchen, sagte Marga. Aber es war ihr mehr darum zu tun, sich einmal den Reidern zu zeigen, in all ihrem Luxus. Mit Chauffeur und Diener auf dem Bod, und sie, mit der kostbaren Poiret-Robe unter dem seidenen Staubmantel. Auch ihr Mann war nicht unberührt geblieben von dem Wandel der Dinge, seitdem er das Glück ihres Besitzes errungen. Sein einstmaliges herausforderndes wehender Dufarenbart hatte der modischen, diskreten, englischen Bartform weichen müssen, und er durfte sich selbst bei seinen geschäftlichen Ausgängen nie anders zeigen, als im distinguierten Cutaway. Heute trug er den Frack eines ersten Kölner Modeateliers.

So machte er in der Tat, äußerlich, eine ganz gute Figur und war, wie Marga es erwartet, der stets willfährige Sklave ihrer Wünsche. Aber er langweilte sie auch, wie erwartet, ja reizte sie geradezu mit seiner ewigen Dienstbeflissenheit.

Schredlich gelangweilt fühlte sich Marga Steinsiefen auch heute. Erst das Festessen da unten, zwischen all den Bauern, mit den törichten Redereien, dann die Fahrt allein mit ihrem Mann, der etwas rebellig war vom Wein, bis sie ihn anherrschte und er betreten verstummte, dann die Stunde bei der blinden Großmutter, beim alten Nifel Manskopf — mehr als langweilig war das wahrhaftig gewesen. Unglücklicherweise hatte Steinsiefen nun auch noch einmal zum Basaltbruch hinaufgemußt, so daß sie also noch gut drei Stunden sich hier unterbringen mußte. Aber die Armeuteilust bei der Großmutter ertrug sie nicht länger. Lieber dann draußen im Freien bleiben. So machte sie denn einen Wald-

spaziergang, obschon das durchaus nicht ihre Passion und ihr Anzug heute erst recht nicht danach war. Die kostbare Seidenrobe unter dem Staubmantel hochgerafft, schlenderte sie mutig mit den feinen Pariser Agrassenschuhen und hauchzarten Florstrümpfen auf dem Waldwege dahin.

Still war es um sie her und einsam. Kein Mensch begegnete ihr. Nur einmal kreuzte ihren Weg ein Jäger mit seinem Hund.ziemlich weit von ihr, so daß sie seine Gesichtszüge nicht zu erkennen vermochte. Einen Augenblick hatte sie gemeint, es sei Bertsch. Aber nein, der war breit-schultriger von Gestalt. Nun, ganz gleich auch — selbst wenn er es gewesen wäre, sie hätte ihren Weg darum doch ruhig fortgesetzt. Sein Anblick erregte sie nicht mehr. Seit Eberhard von Grund einen andern geheiratet, war ihr Haß gegen Bertsch erloschen. Kalt und geringschätzig dachte sie nur noch an ihn. Ein Mensch ohne Kultur, im Grunde auch nur ein gehobener Arbeiter — nichts Besseres wahrhaftig. Es lohnte sich nicht, irgendein Gefühl an ihn zu verschwenden. Nicht einmal den Haß. Ja, sie war jetzt sogar froh, daß damals alles so gekommen. Wie hätte es wohl mit ihrer Freiheit ausgesehen an der Seite dieses brutalen Tyrannen?

So war sie denn eigentlich ganz zufrieden mit ihrem Los, wenn nur eben die Langeweile nicht gewesen wäre, diese schredliche Langeweile, seit sie wieder zurück waren von der großen Auslandsreise. Dierzulande gab es ja keine Kavaliere, alles nur Männer der Arbeit, die von einem verfeinerten Genußleben nichts wußten. Was sollte eine Frau wie sie hier anfangen?

Zu ihre Gedanken versunken, war Marga Steinsiefen weitergewandert, bis sich plötzlich der Wald lichte. Ganz unerwartet. Sie sah auf. Das war doch früher hier nicht so gewesen?

Auf einer Rodung gewahrte sie Erbschüttungen, Bahngleise und dahinter allerlei Schuppen und Baracken. Offenbar irgendwelche Bauanlagen, die mit der Talsperre zusammenhingen. Sie blieb unwillkürlich stehen und hielt Umschau. Ihr Blick wurde schließlich festgehalten von einem bestimmten Punkte. Vor einer der Baracken saßen ein paar Weiber, von fremdartigem Aussehen, schmutzig und verwildert, schälten Kartoffeln und schnitten Spedwürfel in riesige Kessel. Eine Kantine mochte es wohl sein für die ausländischen Bauarbeiter. Nun hatten die Frauen sie bemerkt. Die Hände hielten an mit ihrer Arbeit. Neugierig und neidisch funkelten die schwarzen Augen her zu ihr, zu ihrer kostbaren Toilette.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich Marga. Das hatte sie ja nicht gedacht, daß es jetzt hier oben solch Volk gab! Und sie kehrte rasch um. Mit beschleunigtem Schritt, soweit ihr das modische enge Gewand das erlaubte, ging sie zurück. Sie war indessen noch nicht allzulange gegangen, als mit einem Male rauhe Laute von vorn an ihr Ohr schollen, von Menschen, die ihr entgegenkamen. Rohes Lachen, Stimmen in einer fremden Sprache, und nun wurden vor ihr drei Männer sichtbar. Wenig anheimelnde Gesellen in verschliffenen Anzügen, auf dem Kopfe hohe Lammfellmützen, über den Schultern Schaufeln mit einem Kleiderbündel daran. Offenbar ausländische Arbeiter drunten von der Talsperre. Von neuem sprang da der Schreck in Marga auf. Sie schraklos hier mit diesen wüsten Gesellen — und angetrunken schienen sie obenein auch noch!

Unwillkürlich blieb Marga stehen und blickte ängstlich auf die Ankömmlinge. Die wurden nun auch ihrer ansichtig und verstummten. Ihre stechenden, unstrahlen Augen hesteten sich auf sie. Erst stannend, dann begehrlisch. Eine Frau, und gar eine reiche, schöne — ganz allein hier im Walde!

Schweigend blickten sie einander an. Ein unheimliches Glühen entbrannte in ihren Augen, und langsam kamen sie näher.

(Fortsetzung folgt.)

## Der zehnte Tommy.

Von Hans Laßbiegler.

Sinken der City-Road auf dem Shereditch in der Magie Lantern sahen sie am Sonntag abend zur Zeit der christlichen Abendbetstunde zusammen: Isabel Bunsford, Richard W. Stafford, Lombard Blowed, Angelo Corvered. Obwohl Isabel ein braves Mädchen war, wußten ihre Eltern von ihren Zusammenkünften mit jungen Männern nichts. Isabel hielt es für besser, sie in dem Glauben zu lassen, sie sei in der christlichen Abendbetstunde, als daß sie sie von der Tatsache zu überzeugen ver-

suchte, das menschliche Leben wolle sich nicht immer in den Bahnen der bürgerlichen Ordnung ab. Da sie durchaus nicht der Meinung war, es sei das Richtige, das nette Stimmchen von hundert Pfund, das sie sich auf Grund ihres Verdienstes als Verkäuferin auf die Kante hatte legen können, unter dem schmutzigen Behagen ihres Vaters in die Hände eines goldbreuen pensionberechtigten kleinen Beamten gleiten lassen zu müssen, glaubte sie, in der allmorgentlichen christlichen Abendbetstunde das wirksame Gegenmittel für solch fittlich-bürgerliche Verlöberung gefunden zu haben.

Der goldtreue pensionberechtigte kleine Beamte liebte Isabel mit der ganzen Fülle ihrer Ausdauer und Mithit und mit der ganzen Hoffnung auf Erfolg, die das Entgegenkommen des Vaters auf dem unsicheren Boden der höchsterlichen Gleichgültigkeit gegen den Erwählten grünen zu machen vermochte. Davon war sie ebenso sehr überzeugt, wie von dem Wettstreit, mit dem die sonntäglichen Freunde ihr gleichzeitig den Hof machten und wie von der eigenen Unsicherheit, wenn von den dreien zu Ehren sie mit Verstand und Herz die Myrthe ins Haar sich solle flechten lassen.

Angelo hätte ihr die Wahl nicht schwer fallen zu lassen brauchen, da er ein lieber und netter Bengel war. Da er aber als Sausenwind galt, obwohl er einer aussichtsreichen Zukunft nicht abhold schien, machte er auf sie nicht den Eindruck, als könne er hundert Pfund nicht schnell genug durchbringen. Wäre ihr eine besondere Vorliebe für vorzüglich entwidelte Weimuskeln oder für hervorragend ausgearbeitete Armmuskeln eigen gewesen, hätte sie sich für Richard oder Lombard entscheiden können, wenn auch keiner ausschließliche Vorsüge vor dem andern besaß. Denn Richard war leidenschaftlicher Fußballspieler und Lombard schwang mit Ueberzeugung das Krikelholz. So hatte sie eingesehen, daß in Viebesachen Verstand und Herz nicht immer die Entscheidung herbeiführen und, wäre ihr heute nicht ein Einfall gekommen, hätte sie sich, ihrer Unentschiedenheit aus dem Wege zu gehen, in ihrer Hilfslosigkeit dem treuen, pensionierten kleinen Beamten an den Hals geworfen.

„Isabel,“ fragte Richard, „wann machen wird das Geschäft zusammen?“

„Zieh den Kaki an,“ sagte sie, „geh nach Flandern, versprich mir, mit dem Georgskreuz geschmückt wieder zu kommen, dann will ich auf dich warten und dich heiraten.“

Richard trank den Gin im Glase aus, räusperte die Nase und sprach:

„Der Kaki ist ein schönes Kleid, Flandern ein hübsches Land, das sich die Regierung unter keinen Umständen entgehen lassen dürfte, aber der Schützengraben keine Sache nach meinem Geschmack. Auch könntest du zu lange auf mich und das Georgskreuz warten müssen, und das wäre schade um deine Gesundheit. Dazu mußt du bedenken, ich könnte einen Arm, ein Bein oder sonst etwas verlieren und, wenn mir das auch sehr unangenehm und dem Kaki durchaus nicht recht wäre, gäbe ich deswegen doch keinen beachtlichen Ehemann ab.“

Isabel nippte an ihrem Glas mit Zitronen-Tee und sah Lombard an. Der riß die Augen bedeutsam auf und sprach:

„Wenn du es gern sähest, Isabel, daß ich dem Vaterlande diene, wolle ich in die Munitionsfabriken gehen, obwohl ich einsehe, daß ein Mann meines Schuitzes sich nichts vergeben darf. Das will ich noch nicht einmal sagen, daß du dich würdest schämen müssen, einen zum Mann zu haben, der tagsüber im blauen Kittel steht und sein Essen mit bligen Fingern zu sich nimmt, wenn er damit dem Vaterlande einen Dienst erweise.“

Angelo merkte nicht, daß Isabels Blick seine Augen suchten, und brummte vor sich hin:

„Hätte ich jemand, der mir vor meinem letzten Termin sechzig Pfund zu verdienen gäbe, daß ich meine Ehre retten könnte, dann wolle ich mich meines Lebens freuen und keinen Liebhaber Isabels mehr auszustehen versuchen.“

Da mußte Isabel an ihre hundert Pfund denken. Unwillkürlich preßte sie die kleinen Fäuste zusammen, als sollten sie das Sparschmückchen mit aller Gewalt festhalten, da es ihr wie ein Schred durch die Glieder fuhr, es könne ihr jemand, ohne daß sie ihn zu wehren vermöchte, einen Teil des Geldes unter der Hand zum Fenster hinauswerfen.

„Ihr hößt,“ sagte sie, und sie dankte es ihrer Eingebung, daß sie mit einem festen Vorlass in die Magic Lantern gekommen war.

„Ich werde es bei mir entscheiden, wen von euch ich zum Manne nehmen soll. Da ich es für besser halte, ihr stellt eure gegenseitige Freundschaft auf die Probe der persönlichen Tüchtigkeit, komme ich nicht in die Lage, während ich es mit den beiden andern vererbe und euch drei untereinander entzwei, als parteiisch zu gelten, indem ich den einen vor dem andern auszeichne. Darum werde ich den von euch heiraten, der bis zum nächsten Sonntag abend in der East-City zuerst zehn Rekruten für Kitchener erworben hat. Wir treffen uns nächsten Sonntag abend zum Souper in dem kleinen Separatzimmer der Magic Lantern.“

Und Isabel stand auf, verneigte sich und ging. Richard und Lombard saßen einander stumm an.

„Zehn Tommies in der East-City dreimal in einer Woche?“ sagte Angelo, „das ist ein schlechtestes Geschäft für uns oder die Isabel will Jungfer bleiben!“

\*

Es war Donnerstag, die halbe Woche vergangen und Richard B. Dastard heiser wie eine hungrige Kräbe. Er kam sich recht lächerlich vor in einer Rolle als Werber für Kitchener. Fast den ganzen Tag herumzulaufen mit einem großen Plakat, auf dem ein grasgrüner, grinsender Tommy aufgemaht war, dem aus dem Munde ein Spruchband mit den Worten: „Für mein Vaterland!“ hing und dabei immer in die tosende Menge von East-City zu rufen: „Das Vaterland braucht Dich!“ Oder: „Wenn Du mitgehst, wird der Sieg unser sein!“ Oder: „Dein Mädchen verlangt, daß Du den Kaki anziehst!“ Zu dumm, so etwas! Aber der Gedanke an Isabel, die Hoffnung sie zu besitzen, das Gefühl, das sie ihn keinem andern gönnen ließ, schlugen das Schamempfinden über die unwürdige Rolle in ihm nieder. Obwohl auch sein Chef mit seiner vaterländischen Gesinnung durchaus nicht ganz einverstanden war und ihn mit der Kündigung drohte, wenn er den Unstimm nicht bald einstellte. Die aufregendsten Gedanken beschäftigten ihn, wenn er schreiend durch das Getümmel der Kis-Road sich wand: Wenn er seine Stelle wirklich verlor, was dann? Wo in diesen schweren Zeiten eine neue finden, eine passende? Und, wenn er sie verlore und keine wieder bekäme, hätte es dann überhaupt noch einen Sinn, Isabel zu heiraten?

Der Tag wäre für ihn mit quälenden Gedanken und heiserem Schreien verlaufen, wäre ihm nicht doch noch einer ins Reg gegangen. Ein zerklümpter Kerl, dem man es ansah, daß er seit Wochen schon nicht mehr gearbeitet und seit Tagen nur vom Alkohol gelebt hatte, trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand: „Gut, ich bin dabei!“ Und Richard zog den Werbeschein, ließ den Besessenen unterschreiben und führte ihn nach St. John's Gate zum Sergeanten ins Werbelokal.

Das war der sechste. Das Geschäft ging schlecht. Und wieder kamen die quälenden Gedanken gekrochen: Wie denn nun, wenn Lombard Bloved seine zehn Schine bereits in der Tasche hätte? Dann wäre ja Isabel unter Umständen für ihn verloren, wenn er, Richard B. Dastard, bis zum Sonntag abend keine zehn Mann zusammenbrächte (O, diese unpatriotischen Gesellen von East-City!) — oh! Wenn ihm sein Chef nun wirklich kündigte, dann wäre er ja als Bagabund einfach auf die Straße gesetzt! Was dann tun? Was so viele jetzt in ähnlicher Lage taten: sich anwerben lassen? Nur nicht, das wäre ja das Ende vom Liede! Und Lombard würde obendrein noch triumphieren! Aber war Lombard andererseits nicht in demselben Fall wie er? Danderte es sich bei ihm nicht vielleicht auch um seine Stelle und um sein künftiges Glück? Er war doch immerhin sein Freund, und sein Schicksal dürfte ihm nahe gehen, obwohl er es ihm gönnte. Und Angelo? Nun, Angelo würde immer noch am wenigsten verlieren. Dem war es ja nur um Isabels Geld zu tun. Die sechzig Pfund! Es gibt Leute, die ganz andere Sumpfen um sich werfen, ohne gleich von Ehre und Ehrverlust zu reden, wenn sie nicht zahlen können. Wenn er auch ein Blindhund sei, Angelo würde schon einen Dummen finden, der ihn in letzter Stunde wieder herausriße. Aber, wäre es nicht das Beste, er, Richard B. Dastard, ließe Isabel und das ganze Werbegeschäft, beide, wie sie da waren, fahren und lebte brav seinen Mann? An Mädchen fehlte es ja in London nicht. Es würde sich vielleicht doch eine andere finden. Allein, wo er Isabel doch so liebte! Und wo er sich doch nun einmal in die Wette eingelassen hatte! Mußte er nicht alles dran setzen, zu versuchen, es den andern zuvor zu tun? War es nicht die Pflicht eines ehlichen englischen Bürgers?

Nun hatte Richard B. Dastard noch vierundzwanzig Stunden Zeit und sein Schicksal war entschieden. Ahr Werbescheine hatte er in der Tasche, zwei fehlten noch. Und noch zwei kräftige Männer in East-City! Wie schwer ist es doch, in East-City zwei kräftige Männer für Kitchener zu finden! Und dazu ist morgen Sonntag! Wer würde sich dazu verstehen, am Sonntag einen Werbeschein zu unterschreiben! Am Sonntag, wo von Freunden und Bekannten der Alkohol in Strömen floß, wo selbst die Wirten der Gimmeries dem ärmsten und krümmsten Schlucker ein paar Glas umsonst eingegossen und wo die ganze aussichtsreiche Woche mit ihren Ueberlastungen vor einem lag!

Richard brannnte es unter den Nägeln, unter den Füßen, im Galle, es brannnte ihm überall. Wenn ihn jetzt das Glück nicht in Person aufsuchte, war alles vorbei. Im Geschäft war er schon seit zwei Tagen nicht mehr gewesen. Was sollte daraus werden? Und dabei nur acht Werbescheine, gestempelt und unterschrieben, acht, nicht mehr, nicht ein einziger mehr! Oh, Isabel! Oh Teufel! Oh Isabel! Aber, wie, wenn — War Lombard nicht immer ein verträglicher, entgegenkommender Freund gewesen? Ja, richtig! Hatte er auf Lombard nicht immer einen besonderen Einfluß gehabt? Verstand er ihn nicht ausgezeichnet zu nehmen? Oh, warum ihm das eben erst einfiel! Konnte er Lombard nicht zwei läppische Rekruten abkaufen? Soviel würden ihm doch sicher ins Garn gelassen sein. Einfach abkaufen? Hatte Lombard denn nicht bemerkt, daß Isabel mehr für ihn, Richard B. Dastard, übrig hatte, würde er nicht einsehen, daß er und Isabel nie ein glückliches Paar werden könnten? Das würde er, gewiß! Ein solcher Kerl ist Lombard! Auf der Stelle wollte er ihn ansuchen. Und Lombard würde immer zu ihnen ins Haus kommen, immer seine Frau be-

suchen dürfen und — ja, alles würde er immer dürfen. Wo gibt es noch solche Freunde? Das Geschäft mußte sich machen lassen.

Die drei Freunde waren in dem kleinen Separatzimmer der Magic Kantern versammelt. Lombard sah sehr schlecht aus. Er hatte die drei letzten Nächte überhaupt nicht mehr geschlafen und war nicht zu Hause gewesen. So war es gekommen, daß Richard ihn nicht angetroffen hatte. Richard ging es nicht viel besser; überdies schien er an einem schweren Entschluß zu leiden. Angelo rierte in sein Glas, so daß sein Gesicht nicht zu sehen war; Da trat Isabel ein. Die jungen Herren standen auf, begrüßten sie und der Kellner brachte ein Glas Tee mit Rum.

Als die vier wieder allein waren, sagte Isabel: „Nun meine lieben Freunde, wem darf ich meine Hand reichen?“ Und sie sah Angelo dabei an. Lombard zog seine Brieftasche und zählte sieben Werbescheine auf den Tisch. „Sieben,“ sagte er, „das ist alles. Es ist noch keine Stunde her, daß ich den Siebenten abgeliefert habe.“

„Acht,“ sagte Angelo und zählte seine Scheine vor sich auf den Tisch. „Und Du, Richard,“ fragte Isabel.

„Wann willst Du heiraten, Isabel? Morgen, übermorgen?“ sagte er und zählte: ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. Zehn Werbescheine für Ritzener, gekemptelt und —

„Aber,“ sagte Isabel, „was ist denn das? Der zehnte Schein ist nicht unterschrieben.“ „Wie?“ fragte Richard, „ist er noch nicht unterschrieben? Ich werde dem Kellner schellen, daß er Tinte und Feder bringt.“

„Was, Richard, das wolltest Du für mich tun?“ Isabel war vor Erregung aufgesprungen. „So viel Größe soll ich an Dir bewundern können?“ „Es ist ein schlechtes Geschäft für mich, aber ein denkbar braver Handel.“

„Richard,“ rief Isabel und ihre Augen glänzten, „ich werde dem Kellner schellen!“ Der Kellner kam, ging, kam wieder mit Tinte und Feder und ging wieder. Und Richard nahm die Feder zur Hand.

„Dank!“ rief Angelo. Schreibe noch nicht, bis Du diese Frage beantwortet hast. Zahlst Du sechzig Pfund für einen Erstmann, den ich Dir stellen will?“ „Sechzig Pfund,“ sagte Richard, „das ist eine hohe Summe.“ „Richard,“ rief Isabel, „was wirst Du tun?“ Und sie blickte mit glänzenden Augen über Angelo zu Richard auf.

„Selbstverständlich werde ich die sechzig Pfund zahlen. Ein Tommy, der nicht Richard V. Dafford heißt, ist eben auch ein Tommy.“ „Gut,“ sagte Angelo, „so schreibe einen Schein, daß Du mit Deinem Namen für sechzig Pfund mir gut bist.“

Lächelnd schrieb Richard das Papier und Angelo setzte seinen Namen unter den Werbeschein, hand auf, verabschiedete sich von seinen Fremden, reichte Isabel die Hand und sagte: „Wenn ich das Georgskreuz habe, Isabel, schreibe ich Dir aus Flandern“ und ging.

Isabel blickte nach der Tür, durch die Angelo eben verschwunden war; es war ihr, als sei plötzlich etwas in ihr gerissen. Da Richard nicht wußte, was er besseres tun sollte, fiel er Isabel um den Hals, küßte sie und sprach: „Liebst Du mich auch wirklich, Isabel?“ „Wann werde ich nicht mehr Isabel Bunsford, sondern Isabel Dafford sein?“ fragte Isabel.

### Vermischtes.

\* Die Photographen-Abteilung der französischen Armee. In den während des Krieges entstandenen Neueinrichtungen der französischen Militärverwaltung gehört die Photographen-Abteilung, die vor vier Monaten begründet wurde. Die photographische Abteilung der französischen Armee soll, nach einer eingehenden Besprechung des „Goulois“, gleichzeitig dreierlei Ziele verfolgen. Sie soll die Propaganda im Ausland unterstützen, beim Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten Gebäude von Kunstwert Dienste leisten und schließlich das grundlegende Material für ein französisches Kriegsarchiv liefern. Die Abteilung, die einen Geschichtsprofessor und einen Hausachmann zu Ratgebern hat, ist in Paris im Staatssekretariat der Schönen Künste untergebracht. Das Unternehmen verfügt über einen Stab von Photographen, die abwechselnd die Front bereisen und auch den Armeen der anderen Alliierten Besuche abstatten. Diese Photographen stehen im aktiven Militärdienst und haben unter Umständen auch in der Feuerlinie zu arbeiten. Denn auch die Aufnahmen einzelner Kampfoperationen gehören zu ihrer Tätigkeit. Die betreffenden Kampfbilder, die vorläufig geheim gehalten werden, sollen erst nach Friedensschluß zu allgemeiner öffentlicher Anschauung gelangen. Die Platten und Filme werden verschlossen nach Frankreich gebracht und erst in den Pariser Räumlichkeiten des Unternehmens entwickelt, abgezogen, zusammengesetzt, geklebt und vergrößert. Um die Geldmittel zur künftigen Unterhaltung dieses Betriebes zu schaffen, wurde eine staatliche Verkaufsstelle eingerichtet, die alle von der Zensur freigebliebenen Bilder in den Handel zu bringen hat. Diesem technischen und kaufmännischen Apparat ist der Dienst des Archivs angegliedert, das die Photo-

graphien zu begutachten und einzureihen hat. Bisher soll das Archiv 20 000 Bilder in seine Sammlung aufgenommen haben. Das Archiv arbeitet auch selbst als Zentralfelle und überwacht die Illustrationsveröffentlichungen der Zeitungen und Zeitschriften. Die ganze Abteilung untersteht dem französischen Oberkommando in allen Fällen als der entscheidenden Instanz.

\* Eine Zeitschrift für Kriegsprophezeiungen. Das neueste Produkt der Kriegszeit in Frankreich ist die Gründung einer prophetischen Zeitschrift, die den fälschlichen Namen „Les prophéties du mois“ trägt. Absicht und Zweck der Zeitschrift ist, die Weiterentwicklung des Krieges in monatlichen Prophezeiungen zu erläutern. Wie der bereits erschienenen ersten Nummer zu entnehmen ist, sind eine große Anzahl von Genies der Hellsichtkunst als Mitarbeiter tätig. Wenn man dem Inhalt des Heftes Glauben schenken darf, werden die Franzosen im Jahre 1918 über alle Gegner und Widerwärtigkeiten glorieux triumphieren. Ein anderer Spezialist der Geister“ will wissen, daß die letzten Schlachten im Monat März stattfinden werden. Die Kriegserregungen werden im Mai oder spätestens im Juni in Freiheit gesetzt werden. Eine Dame von sonderbaren seelischen Fähigkeiten sagt den Franzosen eine hübsche Anzahl siegreicher Schlachten voraus. Aber auch die Verstorbenen beteiligen sich sehr reger an dieser Wanderzeitschrift. Der „Geist Dwidja“ beruhigt die von den Balkanereignissen wenig erbauten Alliierten, indem er verspricht, ihnen trotz allem „ganz sicher“ Konstantinopel zu schenken. Am beunruhigendsten ist der Artikel eines Altrologen, der für die Zeit vom 24. bis 30. November 1918 einen „ungeheuren Sieg“ der Alliierten weissagt. Daß diese Verfindung, wie wir heute beruhigt feststellen können, nicht eingetroffen ist, hat natürlich wieder die barbarische Rücksichtslosigkeit der Deutschen verschuldet, die sich durchaus nicht schlagen lassen wollten. . . .

### Büchertisch.

— Deutsche Kriegswinternacht 1916. Weihnachtsgeschenk für Deutschlands Krieger. Von D. Otto Everling, Berlin-Nikolassee. Verlag des Evangelischen Bundes. Preis (inkl. Feldpost-Briefumschlag) 20 Pf. Ein warmherziges Gruß an unsere Krieger im Felde von D. Everling, dem Vorsitzenden des Evangelischen Bundes; Weihnachtsgedichte, Bilder, das Weihnachtsevangelium; ein Aufsatz von Prof. D. Schian in Gießen, „Das Fest der Liebe“, der sich vorzüglich in die Seele unserer draußen stehenden Kämpfer hineinverfügt; zuletzt eine Geschichte „Die Mischel“ von Anna Schieber, der Weihnachtserzählerin unseres deutschen Volkes.

— „Jüngferchen Feldgrau“. Deutsche Jugend von gestern und heut. Erzählung für junge Mädchen von Luise Glas. Mit Bildern von M. Heydenbluth. Preis sein geb. M. 3.—. Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Diese Kriegserzählung für junge Mädchen dürfte sich viele Freunde erwerben. Sie schildert, wie das ungeheure Erlebnis des Krieges auf unsere Mädchenjugend einwirkt und auch sie mit fortreißt und ihrem Leben neue Gestalt und Inhalt gibt. Die lebenswürdige Heldin des Buches ist die Tochter eines reichen Fabrikanten, die im Kreise von sechs Brüdern aufgewachsen ist. Sie schwärmt wie so viele junge Mädchen für mancherlei Anständliches, das sie in einem französischen Pensionat besonders schätzen lernte. Als der Krieg herüberbricht und auch ihre Brüder und sonstigen Verwandten mit sich fortrimmt, erwacht aber auch in ihr das deutsche Herz. Sie will an ihrem Leide auch mit helfen zu dem großen Siege und verwandelt sich mit einem Schloge in ein aufopferungsvolles werftätiges Persönchen, das auf einmal unaechte Aufgaben entdeckt und sich ihnen mit frohem Eifer hingibt. So kämpft auch sie, wenn auch dahelst bleibend, mit und entdeckt, daß freiwillig übernommene Pflichten höhere und reineren Freunden zu gewähren vermögen, als pflichtlich festgelegtes Tagelohn. Der gemütvolle Ton des Ganzen empfiehlt das Werk bestens.

### Logogriff.

Es stand im Wald mit 5, da kam  
Ein Mann, der ihm das Leben nahm;  
Er machte aus dem 5 ein u  
Und wandte sich dem Wasser zu.  
Da läß's noch heut, wenn's nicht mit 8  
Dewesen wäre in der Näh'!

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebrätsels in voriger Nummer!

- Schlesien
- Graz
- Bernburg
- Mailand
- Jülich
- Köln
- Wien
- Triest
- Pogen